

Arnold Toynbee*(1889-1975)*

Eine psychohistorische Studie

Inhalt	Seite
<i>1. Übersicht</i>	<i>2</i>
<i>2. Ein Trauma als Herausforderung</i>	<i>2</i>
<i>3. „Challenge and Response“</i>	<i>5</i>
<i>4. Die Angst vor dem Untergang</i>	<i>6</i>
<i>5. Toynbees gefühlte Verbindungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit</i>	<i>9</i>
<i>6. „Ich bin ein Kind geblieben“</i>	<i>11</i>
<i>Literatur</i>	<i>12</i>

1. Übersicht

Arnold Toynbee (1889-1975) war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein weltberühmter „Universalhistoriker“, der auch in Deutschland rezipiert und diskutiert wurde. Seine (in Fortsetzungen erweiterte, insgesamt) 12 bändige *Study of History* erregte Bewunderung, nicht zuletzt wegen der enormen intellektuellen Leistung. Sie erregte aber auch heftigen Widerspruch wegen der ideologisch zugespitzten Deutungen, die mit Geschichtswissenschaft nicht mehr viel zu tun haben, wandten seine Kritiker ein (Geyl, Trevor-Roper). Nach dem Zweiten Weltkrieg erschien eine zweibändige redaktionell gestraffte Fassung, die unter dem Titel *Der Gang der Weltgeschichte* ins Deutsche übersetzt wurde.

Toynbee war emphatisch dem christlichen Gottglauben verbunden. Von der Bewahrung und Pflege einer ethisch-christlich gesicherten Weltanschauung versprach er sich die Rettung unserer vielfach gefährdeten Welt. Ihren eigentlichen Ursprung hat Toynbees Geschichts- und Weltformel „Challenge und Response“ aber weder in der Geschichte mit ihren mannigfaltigen Untergängen (denken wir nur an das Römische Weltreich) noch in der Gegenwart mit ihrer massiven Bedrohung der „Mutter Erde“, sondern in der persönlichen Lebensgeschichte Arnold Toynbees, die William H. McNeill erforscht und dargestellt hat.

In dieser Lebensgeschichte übte ein geradezu traumatisierendes Zusammenspiel familiärer Ereignisse einen wegweisenden Einfluss aus. Der Vater war mental schwer erkrankt, seine Frau widmete ihre Lebensenergie fortan seiner Fürsorge und entzog ihrem Sohn damit gleichzeitig die bis dahin exklusive Zuwendung. Das war eine unerhörte Herausforderung, der sich Arnold Toynbee stellen musste, wenn er nicht untergehen wollte.

Für das *acting out* seiner Lebensspannung brauchte Toynbee ein Medium, das er, ebenfalls vorprammiert durch die Mutter, in der Geschichte fand. Indem er Untergänge thematisierte, verblassten die eigenen Untergangsängste und profilierten ihn gleichzeitig als ebenso gläubigen wie gelehrten Universalhistoriker.

Der Mutter zeigen, was man kann, Geschichte erobern und beherrschen: das waren in Toynbees Leben zwei unterschwellig wirkende Antriebsmotive.

2. Ein Trauma als Herausforderung

Die eben in der Übersicht erwähnte Herausforderung entsprang einer Familienkonstellation, die den damals etwa 20jährigen¹ in seinen bis dahin entwickelten Ich-Kräften überforderte oder, stärker formuliert: traumatisierte. Das Familiendrama kann nicht auf einen Tag genau festgelegt werden. Es

¹ Vgl. im Einzelnen: Toynbee, *Experiences*, und 1. Kapitel in McN: *Going away to School*)

handelt sich um eine krisenhafte Entwicklung, für die Zeugnisse aus den Jahren 1909-1910 vorliegen.

Arnold Toynbees Vater erkrankte schwer, aber nicht körperlich, sondern seelisch-geistig; die Mutter stornierte in dieser familiären Katastrophe die bis dahin fast exklusive emotionale Zuwendung an ihren Sohn. Dieser Liebesentzug in der Adoleszenz wiederholte und verstärkte eine ältere Traumatisierung, die Arnold als Kind erlitten hatte: Mit etwa zehn Jahren wurde Arnold von den Eltern weg auf ein Internat geschickt, was kaum zu bewältigende Verwirrungen und Ängste auslöste.

Arnold Toynbee, 1889 geboren, war der Kronprinz der Familie, der Liebling seiner Mutter. Diesen Platz hat er über viele Jahre genossen. Die enge Beziehung zur Mutter kompensierte die gleichzeitige Distanz zum Vater, der vor seiner Erkrankung mit Arbeiten der sozialen Fürsorge stark absorbiert war und sich, dem Lebensstil der viktorianischen Männerwelt entsprechend, um die Kinder wenig kümmerte.

Acht Jahre nach Arnold wurde seine Schwester Jocelyn (1897), zwei Jahre darauf (1900) seine Schwester Margaret geboren. Die Schwestern konnten an der Vorliebe, die die Mutter für ihren Sohn hegte, teilhaben, aber im Vergleich zur übertriebenen Hochschätzung des Kronprinzen keine Gleichwertigkeit erringen, geschweige denn ihn von seinem Platz verdrängen.

Das innige Mutter-Sohn-Verhältnis spiegelt sich in einigen Erinnerungen, die sich verstreut in den Werken Toynbees finden.

(1) Mutter und Sohn stehen in einem Londoner Museum und bewundern die prächtigen farbigen Glasfenster, die dort zu sehen sind und auf die Lebenswelt der mittelalterlichen Kirchen verweisen. Die Mutter erklärt, dass die Kunst der Herstellung dieser Glasfenster nicht mehr bekannt sei, so dass man auch keine derartigen Glasfenster mehr herstellen könne. Das Kind ist tief beeindruckt und beklagt später, nachdem er Universalhistoriker geworden war, diesen unersetzlichen Verlust, der auch durch moderne Technologie nicht auszugleichen sei. Der Erfolg der mittelalterlichen Glasfenster sei das Ergebnis einer Verschmelzung (*marriage*) des Technologischen mit der Spiritualität gewesen, die im Siegeszug der einseitigen westlichen Technologie aufgelöst worden sei.²

(2) Im Zuge einer Reflexion über die menschliche Kreativität erinnert sich der reife Historiker an eine Geschichte in seiner Kindheit. Die Mutter aquarelliert eine verfallene Kirche, und das Kind Arnold, fünf Jahre alt (wir sind im Juli 1894) schaut ihr dabei über die Schulter. Es stellt fest, dass das Bild nicht genau der Realität entspreche; denn die Mutter habe Ampferblätter und Brennnesselgewächse, die durch den aufgebrochenen Steinfußboden des Kirchenvorplatzes gewachsen waren, nicht ins Bild nicht aufgenommen. Die

² Nicht genau datierte Kindheitserinnerung mit angefügter Deutung in: *A Study*, Bd. IX, S. 625, Fn. 2.

Mutter zögert mit der Antwort keine Sekunde und erklärt, dass der Künstler wissen und entscheiden müsse, was er darstellt und was er auslässt. Alles könne man nicht darstellen; das sei unmöglich.

Das Kind ist tief beeindruckt und beherzigt den Hinweis in den nächsten 57 Jahren seines Lebens, wie er selbst vermerkt. Das Kind dachte: Die Wahrheit liegt hinter den äußeren Eindrücken.³

(3) Arnold, das neunjährige Kind, war untröstlich, als die Zeit mit dem Kindermädchen, das er sehr liebte, vorbei war, aber er tröstete sich schnell durch die intime Geselligkeit (*companionship*), die ihm in den folgenden Jahren seine Mutter bot. Abend für Abend, als sie ihn zu Bett brachte, erzählte sie ihm in kurzen Folgen die Geschichte Britanniens von Cäsars Landung [in England] bis zur Schlacht von Waterloo. Wie der erwachsene Toynbee rekonstruierte war das Kind Arnold sehr empfänglich für den kultivierten Einfluss der Lokalgeschichte (*the gracious impact of the parochial history*) des westlichen Landes, in dem er zufälligerweise geboren war.

Das geschah im Jahr 1898, nachdem Arnold (der sich rückblickend immer in der dritten Person als „the present writer“ präsentiert) im Bücherregal seiner Eltern vier prächtige Bände über frühere „Nationen“ des nahen und fernen Ostens entdeckt hatte. Der historische Himmel tat sich für ihn auf, und er wurde, wie er, sich selbst deutend, berichtet, aus dem Yin-Status der rezeptiven Kindheit in die Yang-Bewegung der geschichtswissenschaftlichen Neugier gestoßen, eine Bewegung, die ihn für mehr als ein halbes Jahrhundert nicht zur Ruhe kommen lassen würde.

(4) Noch im Alter erinnerte sich Arnold Toynbee an den richtungsweisenden erzieherischen Einfluss seiner Mutter. Er schrieb in den posthum erschienen Buch über Erfahrungen:

„I remember being once gently reproved, when I was a child, by my mother for staring at some Indian students whom we were passing in the street. Curiosity, not antipathy, was the feeling that was making me gaze intently at these unfamiliar dark faces. But my mother rightly pointed out to me, that to indulge my curiosity, by staring was embarrassing for my fellow human beings at whom my stare was directed, and that my behaviour was therefore inconsiderate to the point of being rude.“⁴

Arnolds Mutter, Sarah Edith Toynbee, verwies ihren Sohn nicht nur auf verschiedene Wege zur Eroberung der Geschichte, sie war sozusagen *selbst die Geschichte*. Sie verkörperte Geschichte, und sie modellierte ihren Sohn durch die lang anhaltende intellektuell-libidinöse Prägung zum Statthalter ihres eigenen Ruhms, den sie persönlich in der männerdominierten viktorianischen Gesellschaft Englands nicht erreichen konnte. (Dass der Sohn in dieser

³ Toynbee, *A study...*, Bd. X, S. 40 f. (Fn. 3).

⁴ Toynbee, *Experiences*, S. 248.

Konstellation auch den Ehemann zu ersetzen hatte, ist wahrscheinlich, soll hier aber nicht weiter untersucht werden.)

Der erste Platz in der Familienkonstellation (so die „Erfahrung“ Arnold Toynbees in Kindheit und Pubertät) entsprach einem ersten Platz in den Schulleistungen, wo Arnold vor allem in Latein und Griechisch exzellierte. Diese Kompetenz sollte sich als fruchtbarer Fundus für seine wissenschaftlichen Ambitionen erweisen; denn in Latein und Griechisch konnte ihm so bald keiner das Wasser reichen. Er schrieb sogar Gedichte in diesen Sprachen.

Die gesamte soziale und familiäre Konstellation wird durch die Geisteskrankheit des Vaters, die alle bisherigen Lebensgewohnheiten der Familie in Frage stellt, brutal durcheinander gebracht. Die Mutter weiß nicht, wie sie reagieren und was sie machen soll. Für den Kronprinzen hat sie verständlicherweise keine Aufmerksamkeit mehr, zumindest vorübergehend. Mutter und Sohn blieben in ziemlich engem brieflichen Kontakt, was McN mit zahlreichen Belegen dokumentiert.

3. „*Challenge and Response*“

Arnold Toynbee verhielt sich den Frauen gegenüber eher schüchtern und befangen. Nach dem Familiendrama, das ihn unsanft aus seiner gewohnten Rolle als Kronprinz entließ, entwickelte er jedoch überraschend schnell Heiratspläne und fand auch umgehend die richtige Frau: Rosalind, ein Jahr jünger als Arnold, eine Aristokratin mit Aussicht auf ein reiches Erbe (aus dem aber nichts wurde), eher eigenwillig als angepasst. Sie zögert eine Weile, ob sie Toynbees Antrag annehmen soll, willigt dann aber schließlich ein. ()

Vor der Heirat mit Rosalind (1913) durchwanderte Arnold Toynbee alleine für ein ganzes Jahr Griechenland und Italien (*McN*, III. Kapitel) und legte damit einen weiteren Grundstein für spätere Lebensstil-Profile. Die Reisen in aller Herren Länder, zuerst auf eigene Faust dann in Annahme von Vortragseinladungen, waren bis ins hohe Alter ein fester Bestandteil seiner Lebensgestaltung, die intellektuell und emotional die ganze Welt erfassen und dieses Ziel durch das inhaltlich weit gefächerte Studium der Geschichte erreichen wollte.

Das Wanderjahr von 1911-1912 diente erstens der Lösung aus der familiär-mütterlichen Umklammerung und damit gleichzeitig der Selbstfindung. Es präfigurierte zweitens aber auch ein Leitmotiv seines späteren psychohistorischen Denkens, das (fast schon zwanghaft) Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart konstruierte. Diese Tendenz kam teils in sinnlich-reflexiver Betrachtung von historischen Stätten zur Geltung, teils aber auch in der von sinnlichen Eindrücken unabhängigen inneren Wahrnehmung von Analogien zwischen vergangenen und gegenwärtigen Situationen.

Tonybees Wanderjahr ist als imponierende „Resilienz“-Leistung anzuerkennen; denn, bedenken wir: Der familiäre Umbruch hätte lebensgeschichtlich auch schlimme Folgen haben können. Ein entwicklungspsychologisch weniger stark etablierter Mensch hätte in eine schwere Depression fallen können – mit unabsehbar bösen Folgen für die geistige Kreativität. Toynbee wurde weder depressiv (zumindest nicht in einem klinisch-manifesten Sinn) noch unproduktiv, sondern im Gegenteil: hyperaktiv und produktiv bis zum Umfallen. Erst ein heftiger Schlaganfall macht ihn 1974, im hohen Alter von 85 Jahren, arbeitsunfähig.

4. *Die Angst vor dem Untergang*

Die Frage, warum Toynbee ausgerechnet kulturgeschichtliche Untergänge zu seinem Thema gemacht hat (an inhaltlichen Alternativen fehlt es ja nicht!), wurde in der mir zugänglichen Sekundärliteratur über Toynbee kaum beachtet, geschweige denn psychohistorisch auf die Tagesordnung gesetzt und diskutiert. Vorherrschend war dort vielmehr die sachlich begründete Ablehnung von empirisch ungesicherten Parallelisierungen sowie der Ärger über Toynbees religiös fundierten Missionsanspruch, den er selbst stets als wissenschaftlich-rational begründete Warnung etikettierte. Aber genau diesem Anspruch, wissenschaftlich, sachlich und „objektiv“ zu sein, genügt Toynbee nach Aussage seiner Kritiker nicht.

Pieter Geyl und Hug Trevor-Roper haben wir schon erwähnt, fügen wir das Statement der bekannten amerikanischen Historikerin Barbara Tuchman an (a.a.O., S. 28): Sie klassifiziert den Kollegen Toynbee als „Systematiker“, der besessen und gequält sei, „für die Geschichte eine Erklärung zu finden“, (während sie selbst wie viele andere Geschichte anhand der Quellen zu *erzählen* suchte).

Besessen war Toynbee von historischen Untergängen, die seine eigenen Untergangsängste berührten, ohne dass diese als solche zu fassen waren. Ohne die untergründige Angst vor dem eigenen Untergang ist Toynbees Fixierung auf das Untergangsthema kaum zu verstehen und weder geschichtstheoretisch noch psychohistorisch einzuordnen. Ein Symptom dieser Untergangsangst war die später zur Geltung kommende Angst vor finanzieller Not, die im krassen Widerspruch zu den reichlichen Einkünften stand. Verstärkt wurden diese Ängste durch die historisch-politischen Ereignisse seiner Zeit, die eine Auflösung des britischen Kolonialreichs ankündigten.

Toynbee wurde ferner, was hier aber nicht genauer dargelegt werden muss, von Autoren inspiriert, die ähnliche Untergangsvisionen entwickelt hatten wie er, allen voran Oswald Spengler (1880-1936) mit seinem Buch über den „Untergang des Abendlandes“ (1. Bd. 1918, 2. Bd. 1922). Endzeit- und Untergangsszenarien hätten in Toynbee aber keine Resonanz auslösen können, wenn er nicht schon selbst von verschiedenen Ängsten und Konflikten

durchdrungen gewesen wäre, unter denen die im Ersten Weltkrieg entstandenen Kalamitäten psychohistorisch besonders schmerzhaft waren.

In diesen Kalamitäten spielt die Mutter abermals eine wichtige Rolle.

Wie so viele Mütter in Europa vertrat Arnolds Mutter, Frau Edith Toynbee, einen knallharten Patriotismus, dem sich ihr Sohn, das erwartete sie, dadurch zu dienen hatte, dass er sich dem Vaterland als Soldat zur Verfügung stellte. Doch genau das tat er nicht. Er schaffte es, die Einberufung zum Militärdienst zu umgehen. Eine üble Darmerkrankung, die er sich bei seinen Griechenlandwanderungen zugezogen hatte, bewahrte ihn vor dem Schlachtfeld und damit vielleicht auch vor dem Tod.

Aus heutiger Sicht war das Zurückweichen vor dem Kriegsdienst eine existenziell vernünftiger Schritt, der damals existenziell allerdings seinen „Preis“ hatte: Toynbee wurde fortan von einem schlechten, ja beißenden Gewissen geplagt, das er durch ein missionarisches Engagement für einen dauerhaften politischen Frieden zu mildern suchte. Die stereotype Mahnung, vom bösen Tun des Gewinn- und Machtstrebens abzulassen, hat hier eine Quelle. Die Mahnung, da sie politisch-politisch auch an den Westen adressiert war, haben ihm seine Kritiker im Westen übel genommen.

Ein psychologisch besonders auffälliges Element der Angst vor Untergang und Tod ist zweifellos die Geisteskrankheit des Vaters, dem es ja psychisch und physisch nach dem Ausbruch der Krankheit nicht mehr vergönnt war, die Herausforderung des Lebens zu erkennen und zu beantworten. Ein unentrinnbares geistiges „Erbe“ antreten zu müssen, diese Angst trieb Arnold Toynbee lebenslang um; der hektische Aktionismus des Reisens und Schreibens wurde nicht zuletzt durch diese mehr oder weniger bewusste Angst angetrieben.

Im Vergleich zu dieser direkten lebensgeschichtlich-mentalenen Verbindung mit dem Vater erscheinen andere Angst-Elemente nicht so bedrohlich (etwa die vor einem Absterben des persönlichen und gesellschaftlichen „*élan vital*“)⁵, aber sie festigten das Netz der Motivationen, das sich im Laufe der Jahre zu einem intellektuell-emotionalen Schutzpanzer zusammenzog.

Werfen wir noch einen Blick auf eine Konstellation der lebensgeschichtlich-existenziellen Angst, die er in den Jahren 1944 bis 1946 wegen der Auflösung seiner Ehe durchlitt und die ihn seelisch-geistig zu vernichten drohte. Als die Trennung von seiner Frau Rosalind nicht mehr zu verdrängen und zu verhindern war, brachen die alten nur oberflächlich verheilten Trauma-Wunden wieder auf und drohten, das mit so viel Energie errichtete Lebensgebäude (Beruf und „Identität“, Ehe, Familie) zu zerstören.

⁵ Der *élan vital* ist ein Kernbegriff des französischen „Lebensphilosophen“ Henri Bergson (1859-1941), dessen Texte Toynbee in jungen Jahren gelesen und im Alter abermals rezipiert hatte. Vor allem Bergsons Antinomie von Leben (bzw. Lebendigkeit) und Mechanismus fand Toynbees Interesse (McN, S. 267 f.).

Das Ehepaar Toynbee hatte sich auseinander gelebt, auch äußerlich; denn Rosalind war im September 1940 aus dem gemeinsamen Wohnsitz in Oxford, wo Arnold seine Arbeit hatte, nach London gezogen. Sie forderte ihn auf, zu ihr nach London zu ziehen und warf ihm, als er das ablehnte, Feigheit vor den Bombenangriffen („Blitz“) der Nazis vor. Das verletzte ihn tief und riss die Wunde des beißenden Schuldgefühls wegen seiner gewollten Nicht-Verwendung als Soldat im Ersten Weltkrieg wieder auf.

Es gab kein Zurück mehr, aber der Schritt in die nächste Lebensphase war nicht nur unsicher, er schien suizidal gefährlich, wie ein Absturz ins Bodenlose. Toynbees steckt mitten im 6. Lebensjahrzehnt. Was bis dahin nicht im Lebensstil mentalisiert ist, lässt sich nur noch in Ausnahmefällen neu ins Leben rufen.

Arnold Toynbee suchte in dieser Situation die Psychoanalytikerin Sylvia Payne auf, die auch schon Rosalind therapeutisch beraten hatte (!). Der Kontakt zu seinem Brieffreund, dem Mönch von Ampleforth, brach ab oder genauer, chronologisch aufs Ganze gesehen: er wurde unterbrochen (1944-46). Nach dieser symptomatischen Unterbrechung, die - rein theoretisch - einen Wandel der Lebensform hätte bewirken können, ging alles weiter wie bisher, wenn auch auch in einer neuen Ehe. Veronica Boulter, Tonybees langjährige Mitarbeiterin, nahm (nicht ohne Vorbehalte und Zögern) Toynbees Heiratsantrag an. Ansonsten blieb alles beim Alten: die früheren bewährten Lebens- und Überlebensstrategien kamen schnell und unverändert wieder zur Anwendung:

- Der sozusagen kollegial-freundschaftliche Briefwechsels mit dem Benediktiner-Mönch von Ampleforth wurde fortgesetzt;
- Religion und Gottglaube behaupteten ihre Vorherrschaft gegenüber Therapie und Psychoanalyse; sie wurden mythologisch erweitert („Mutter Erde“);
- die gesellschaftliche Bestätigung seiner *Study* erfuhr durch eine gestraffte Ausgabe (→ Somervell), die sich gut verkaufte, starken Aufwind.

Während Rosalind zur intellektuellen Arbeit ihres Mannes ein mehr als distanziert-kritisches Verhältnis hatte (seine *Study* nannte sie verständnislos ein *nonsense book!*), liebte Veronica eben diese Arbeit, aber eben nur organisatorisch (Anfertigung von Indices usw.). Verbunden mit der rastlosen Suche nach Bestätigungen seiner Weltformel, blieb Toynbee seiner Mutter unbewusst verbunden. Er konnte sich weder von der Mutter noch von der Weltformel verabschieden. Alle Anwandlungen von Trauer wurden historisiert und intellektualisiert und damit unwirksam gemacht.

In einem Brief an Columba kam Toynbee auf eine seiner historisch-ethischen Leitideen zurück, der zufolge geschichtliche Entwicklungen immer desaströs verliefen, wenn der Mensch sich selbst oder seine Arbeiten mit Gott verwechsle. Er sah im Unbewussten (und damit auch in der Psychoanalyse) und in der Atomenergie (was für eine Kombination!) neue Idole, die den Weg zu

Gott versperren würden. „The next idols of the kind will, I dare say, be the Unconscious and Atomic Energy“.⁶

Die Ablehnung der Atomenergie und der Psychoanalyse in einem Atemzug kann verschieden aufgegriffen und kommentiert werden. Es kommt auf unser Erkenntnisinteresse und die Fokussierung der Aufmerksamkeit an. Auf Toynbee als den renommierten Universalhistoriker bezogen, ging von den neuen Mächten, eine Bedrohung seiner Lehre und damit auch seiner Person aus. Die Atomenergie und das Unbewusste waren für Toynbee destruktive Mächte, denen der wirklich gottgläubige Mensch (wie Toynbee selbst) nicht anheim fallen durften. Hier zeigen sich die psychotischen Folgen seiner Traumatisierung, die abgewehrt werden mussten. Was die Atomenergie (bzw. die Atombombe) materiell vollbringen konnte, nämlich die massenhafte Vernichtung von Menschen, das drohte die Psychoanalyse im Bereich des Seelisch-Geistigen zu inszenieren. (Schlimmer geht's nimmer!) Das Unbewusste, das Freud in einer lebenslangen Anstrengung in den Rang einer Denk- und Forschungskategorie erhoben hatte, über die man streiten kann und streiten muss, blieb in Toynbees Denken ein Phantom, ein Gespenst, dem man besser gar keine Beachtung schenken sollte, von einer wissenschaftlich-sachlichen Beschäftigung mit dem Begriff ganz zu schweigen.

In einer Psychoanalyse bei Silvia Payne – dieses kleine Gedankenspiel sei erlaubt – hätte Toynbee wahrscheinlich versucht, die Analytikerin von den Irrwegen ihrer Disziplin zu überzeugen und das Unternehmen wäre am „Widerstand“ gescheitert.

5. *Toynbees gefühlte Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart*

Was hier, in der Zwischenüberschrift, als „gefühlte Verbindung“ bezeichnet wurde, verstand Toynbee selbst als „philosophische Wahrheit“. Im Sinn von Toynbees Selbst- und Geschichtsdeutungen könnten wir auch von „poetischen Wahrheiten“ sprechen. William H. McNeill meinte in seinem Schlusskapitel, dass Toynbee genauso beurteilt werden sollte „wie andere Künstler“ (S. 286) – ein bemerkenswertes Fazit nach einer langen intensiven Beschäftigung mit unserem Autor, der sich selbst nicht als Künstler, sondern als Historiker sah.

Nehmen wir als Beleg für Toynbees „philosophische Wahrheit“ eine Mitteilung aus dem X. Band, in der die Daten 431 (Peloponnesischer Krieg) und 1914 (Erster Weltkrieg) ausdrücklich zueinander in Beziehung gesetzt wurden. Toynbee schrieb:

„Er (= Arnold Toynbee, „the present writer“) konnte nicht den Ausbruch des Krieges 1914 erleben, ohne sich vorzustellen, dass der Ausbruch des Krieges 431 dasselbe Erlebnis für Thukydides gebracht hatte. Als ihm seine eigene

⁶ Peper 1986, S. 180, Brief vom 24. Dezember 1946.

Erfahrung zum ersten Male das Innere offenbarte von Thukydides Worten und Sätzen, die ihm vorher wenig oder nichts bedeuteten, da erfasste er, dass ein in einer anderen Welt mehr als zweitausend Jahre zuvor geschriebenes Buch das Schatzhaus der Erfahrungen sein möchte, die begannen, des Lesers eigene Generation zu überholen. Es gab einen Sinn, in dem die beiden Daten 1914 und 431 philosophisch gleichzeitig waren; und diese philosophische Wahrheit war offenbar bedeutender als die arithmetische Tatsache, dass die beiden Daten in der chronologischen Tabelle zufälligerweise 2345 Jahre auseinander liegen.“⁷

Toynbee artikulierte sich philosophisch und theologisch sowie poetisch, aber eben auch, nach den hier begründeten Kriterien, „psychohistorisch“, indem er im weiten Rahmen eines breit gefächerten Wissens, dessen Kern die griechischen Originalquellen bildeten, seine Gefühle und gedanklichen Assoziationen einbrachte. Die emotionale Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart bestand aus Abscheu und Trauer über die moralische Verrohung, die jeder Krieg mit sich bringt, und aus einem dementsprechenden Gebot, gesellschaftlich und intellektuell für einen dauerhaften Frieden einzutreten.

Toynbees emotional-mystische Verquickung von Vergangenheit und Gegenwart war eine Regelverletzung und Grenzüberschreitung, mit der er sich selbst - nach dem Regelement der historischen Zunft - ins Abseits beförderte.

Der folgende autobiographische Bericht Toynbees ist oft zitiert worden. Er illustriert diese Überschreitung der Grenzen wissenschaftlich-sachlicher Argumentation.

„Während der Verfasser einst, eines Nachmittags, nicht lange nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, in London den südlichen Teil der *Buckingham-Palace-Road* in südlicher Richtung an der Westmauer der Victoria Station entlangging, fühlte er sich plötzlich in Verbindung nicht gerade mit dieser oder jener Epoche in der Geschichte, sondern mit allem, was gewesen war, bestand, und noch kommen würde. In dem Augenblick empfand er unmittelbar den Gang der Geschichte, der ihn in mächtiger Bewegung durchflutete, und sein eigenes Leben wie eine Welle in der Strömung dieser weiten Flut.“⁸

Diese Schilderung ähnelt den religiösen Erweckungs- und Erleuchtungserlebnissen (Pietismus, Pfingstbewegung usw.), über die wir vielfältig informiert sind, mit dem wesentlichen Unterschied, dass Toynbee keine unmittelbare Bekehrung zu Gott oder zum Heiligen Geist postuliert hat, sondern ein subjektives Gespür für die gesamte Geschichte, die ihn durchströmte und sein eigenes Leben wie eine Welle in dieser Strömung hatte erscheinen lassen.

⁷ Toynbee, *A study...*, Bd. X., S. 94.- Die von Toynbee angegebenen Aussagen im Thukydides-Text (III. Buch, Kap. 82 ff.) beklagen die Pathologie des Krieges: Verrohung der Sitten, Lügen, destruktive Leidenschaften, Preisgabe von Tugenden usw.

⁸ Toynbee, *A study...*, Bd. X, S. 139.- Vgl. dazu auch die Stellungnahme von Pieter Geyl (a.a.O., S. 152).

Psychohistorisch-hermeneutische Relevanz könnte Toynbees Geschichtsgefühl in dem Maße entfalten, wie die lebensgeschichtlichen Ablagerungen in diesem Gefühl in Erscheinung träten. Doch genau das wollte Toynbee auf keinen Fall auf den Weg bringen, nein, um Gottes Willen nein. Es war eben *sein* Gefühl, vielleicht sein liebstes, und wir können nur versuchen, es nachzuempfinden und zu verstehen.

6. „*Ich bin ein Kind geblieben*“

In Toynbees Gesamtwerk verstreut finden sich Bemerkungen wie die in der Zwischenüberschrift, die einem Brief an seinen seelischen Beistand und Berater Columba von Ampleforth entnommen wurde. Im Rückblick auf seine Ehe mit Rosalind, die nun beendet war, bekannte er: „Till the challenge of 1942-1946 gave me the choice of growing up or perishing, *I remained child* (Hervorhebung P. S.-H.): not an equal partner for her.”⁹

Dieses Gefühl der eigenen Kindlichkeit muss ihn lebenslang begleitet haben, aber nicht nur als nostalgischer Rückblick, sondern auch als Einsicht in diese besondere Lebensressource,¹⁰ die eher Poeten als Geschichtswissenschaftler zu nutzen wissen. Als Arnold Toynbee 77 Jahre alt war, bekannte er in einem Brief an Pater Columba (S. 464 f.), dass erst seit 1913 erstmals keine „agenda“ vor sich habe, das heißt: kein Thema, keine Idee, keine Frage oder innere Unruhe, keine neue Publikation... In demselben Brief äußerte er sich am Ende „amused“ über den Historiker-Kollegen Edward Gibbon, der nach Abschluss seines Werkes über den Untergang des Römische Reiches nicht mehr gewusst habe, was er fortan tun solle. So etwas könne ihm nicht passieren, behauptete er und traf damit wahrscheinlich eine lebensgeschichtliche Wahrheit insofern, als die Traumatisierungen in Kindheit und Jugend nicht wirklich ausgelöscht und überwunden wurden. Ein mit und sich einiger Historiker ist Toynbee nicht geworden. Das unterscheidet ihn von Edward Gibbon, den er gut kannte aber nicht als seinesgleichen anerkannte.

In Hinblick auf ihr spezielles Interesse an Geschichte waren sich Gibbon und Toynbee durchaus ähnlich. Das kommt schon in den Buchtiteln zum Ausdruck. Aber alles andere, sowohl in historiographischer als auch in lebensgeschichtlich-persönlicher Hinsicht, unterschied sich bis in die Kleinigkeiten. Gibbon *erzählte* die Geschichte *eines* Weltreichs von der Entstehung bis zu seinem Untergang. Toynbee hatte die ganze Weltgeschichte mit ihren zwei Dutzend Kulturkreisen vor Augen, die am Leitfaden einiger Erkenntnisinteressen, analytisch vergleichend, als Gesamtschau präsentiert wurden. Gibbon hatte am Ende seiner Römischen Geschichte das Ende erreicht, während Toynbee nie richtig fertig wurde. Gibbon hatte schlechte Erfahrungen mit dem christlichen Glauben gemacht; dementsprechend kamen die christlichen Institutionen bei ihm nicht

⁹ Peper, S. 187 (Brief vom 18. Mai 1947).

¹⁰ Vgl. den Beleg in McN, S. 250.

gut weg. Im krassen Unterschied dazu unterfütterte Toynbee seine Recherchen mit religiös-heilsgeschichtlichen Perspektiven.

Vom Lauf der Geschichte im Ganzen hielten beide nicht viel. Toynbee als rückwärtsgewandter Prophet sah immer dann den Verfall kommen, wenn die spezifischen Herausforderungen nicht adäquat beantwortet wurden. Gibbon beklagte die Gesamtgeschichte als eine Folge von Verbrechen, die nur wenige Ausnahmen kenne.¹¹ Mit dem Nationalsozialismus im Geschichtsgefühl, hat mir diese Aussage natürlich gut gefallen. Meine eigene spezifische Trauer über Geschichte habe ich jedoch weder bei Gibbon noch bei Toynbee wieder entdeckt.

Fundamentale Unterschiede sind auch in den individuellen Lebensgestaltungen zu erkennen. Gibbon blieb Junggeselle, Toynbee zeugte Kinder und heiratete zwei Mal. Toynbees Bekenntnis nach seiner Trennung von Rosalind „*Ich bin ein Kind geblieben*“ ist auf Gibbon nicht nur nicht zu übertragen, sondern auf eine Gegenposition zu verschieben, die etwa lauten könnte: *Ich bin Historiker geworden*. Einen derartigen Stolz konnte sich Toynbee, geprägt von christlichen Demutsvorschriften, nicht erlauben. Nach allem, was ich von ihm und über ihn gelesen habe, konnte er die ungeheure, imponierende Lebens- und Sublimationsleistung, die er mit seinem „Gang durch die Weltgeschichte“ vollbracht hatte, selbst auch gar nicht so richtig genießen. Er blieb auf die Zustimmung des Publikums und der Kollegen angewiesen – eine störanfällige Haltung; die Kollegen von der Geschichtswissenschaft versagten ihm die Zustimmung fast durchgehend.

Psychohistorisch gesehen ist Geschichte eine Abfolge von Überwältigungen, wenn nicht sogar oft von Traumatisierungen, die Geschichtswissenschaft nicht bewältigen oder sogar heilen, sondern bestenfalls im faktischen Ablauf festhalten kann.

Auf die Idee, dass sein Kindsein auch in der geistigen Arbeit des Erwachsenen seinen Einfluss ausüben könnte, kam Toynbee nicht.

LITERATUR

Beland, Hermann: Die Angst vor Denken und Tun. Psychoanalytische Aufsätze zu Theorie, Klinik und Gesellschaft (hier u.a.: *Umwälzungen gebären alte Geister neu* [1993]). Psychosozial-Verlag, Gießen 2008).

Erdmann, Karl Dietrich: Grundbegriffe Toynbees. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 1951, S. 385-400.

¹¹ Ausführlicher habe ich diesen Kontext in meinem Buch *Vom Unbehagen...*, 3. Kapitel, dargestellt. Gibbons oft zitiertes Gesamturteil zur Geschichte findet sich in seinem Lebenswerk *Verfall und Untergang...*, I. Bd., 3. Kapitel.

Freud, Sigmund: Fragen der Gesellschaft / Ursprünge der Religion [= Bd. IX. der Studienausgabe im Fischer-Verlag, hier u.a.: *Das Unbehagen in der Kultur*). Frankfurt a.M. 1974

Geyl, Pieter: Die Diskussion ohne Ende. Auseinandersetzungen mit Historikern. Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1958.

Gibbon, Edward: The Decline and Fall of the Roman Empire (stark gekürzte Fassung des Gesamtwerks). Wordwords Classics of World Literature. 1998.

Ders.: Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen (6 Bände). Deutscher Taschenbuchverlag, München 2004 (2. Auflage).

Hale, Frederick: H.R. Trevor-Roper vs. Arnold Toynbee: A post-Christian Religion and a new Messiah in age of reconciliation? In: *Verbum et Ecclesia* 1/2015.

Mann, Golo: Geschichte und Geschichten (hier u.a.: *Die Geschichtsphilosophie Arnold Toynbees*, 1949). Fischer, Frankfurt a.M. 1961.

McNeill, William H.: Arnold J. Toynbee: A Life. Oxford University Press, New York und Oxford 1989.

Montgomery, John Warwick: Where is History Going? A christian Response to Secular Philosophies of History. Grand Rapids, Zondervan 1969 (Nachdruck im Internet 1972).

Peper, Christian B. (Ed.): An historian's conscience. The correspondence of Arnold J. Toynbee and Columba Cary-Elwes, Monk of Ampleforth. Beacon Press, Boston 1986.

Ringguth, Rudolf: Predigt über Welt- und Menschenliebe (über Toynbees „Menschheit und Mutter Erde“). In: *Der Spiegel* 24/1980.

Schulz-Hageleit, Peter: Vom „Unbehagen in der Kultur“ zur Trauer über Geschichte. Studien zur Psychohistorie des Geschichtsbewusstseins. Springer SV, Wiesbaden 2016.

Toynbee, Arnold: A study of History. 10 Bände. Oxford University Press, London 1954 (reprinted 1955, 1961).

- : Man's concern with Death. Hodder and Stoughton, London 1968/69.

- : Experiences. Oxford University Press, London 1969.

- : Der Gang der Weltgeschichte. Zwei Bände. Zürich 1949 und 1958.

Tuchman, Barbara: In Geschichte denken. Essays. Frankfurt a.M., Fischer 1984
(hier: *Auf der Suche nach Geschichte*).

Thukydides: Der Peloponnesische Krieg. Reclam, Stuttgart 1966/2000.